

thes viel zu wenig bekanntem Philosophen-Freund, weiter dann bei Feuerbach und Kierkegaard, vor allem aber bei den christlichen und jüdischen Denkern aus der Zeit während und nach dem ersten Weltkrieg: den Katholiken Ferdinand Ebner und Gabriel Marcel. Protestanten wie Karl Heim und Karl Barth (auch Nichtchristen wie dem hier recht unzulänglich wirkenden Karl Jaspers) und — sogar unter den Allerersten — Juden wie Hermann Cohen, Franz Rosenzweig und vor allem Buber selbst, der klar nachweist, daß er mit der eignen Entdeckung des Dialogischen nicht etwa von Rosenzweig abhängig war, wie man nach den bisher bekannten Daten meinen konnte, sondern eben so unabhängig von diesem wie beide von dem genau gleichzeitig ähnliche Wege wie sie entdeckenden Ebner. Wenn es freilich von diesem heißt: Noch mehr als Kierkegaard „entschwindet auch ihm alles andere Du vor dem Gottes“, so dürfte darin gewiß eine Versuchung jenes Einsamen gekennzeichnet sein, wohl aber doch eine fortschreitend überwundene, wie es etwa der Aphorismus aus seinen letzten Jahren ahnen läßt, wonach „nur im Menschen, und nicht in der Natur, dem ‚Ich‘ das ‚Du‘ gegenübertritt. Im Verhältnis zum Du aber hat der Mensch sein Verhältnis zu Gott“. Zum „Du“ des Nächsten, den zu lieben *allein* verbürgt, daß man Gottes „Du“ erreicht (I. Jo 4, 20); die Wahrheit, in der wahrhaft christliches und also wahrhaft jüdisches Existenz-Denken einander begegnen.

Jüdische Geisteswelt: Zeugnisse aus zwei Jahrtausenden. hrsg. v. H. J. Schoeps. Darmstadt 1953. Holle Verlag, 357 Seiten.

Was kurz vor der Katastrophe N. N. Glatzer und Ludwig Strauss unternahmen mit der leider nicht mehr über den I. Band hinausgediehenen Quellen-Auswahl „Sendung und Schicksal“ (Berlin 1931), dazu setzt nun nach dem (nur vorübergehenden?) Verelben der Sturzflut Schoeps wieder an mit dieser großangelegten Anthologie aus dem nachbiblischen jüdischen Schrifttum: „Jüdischen Glauben, jüdisches Schicksal und beider Verarbeitung in Gedanken und Wirken vom Wort bezeugt zu zeigen. Glückliche im Ausgehen von den bis heute so psalmenähnlichen Gebeten, in der Einbeziehung von Dokumenten jüdischer Martyrien und gottesdienstlicher wie anderer Gemeinde-Lebens-Vorgänge, von Religionsphilosophie, Kabbala, geistlicher Dichtung und modernen Selbstzeugnissen (auch aus der Auseinandersetzung, etwa Franz Rosenzweigs, mit dem christlichen Glauben), etwas zu dünn in den Auswahlstücken aus Talmud und Midrasch, etwas zu breit in dem anregenden, aber doch wohl nicht zu voller repräsentativer Gültigkeit ausgereiften, fast zwanzigseitigen Text von 1934 „Wir deutschen Juden“, hat Schoeps hier zweifellos eine Sammlung vorgelegt, die jeder mit Nutzen studieren wird, der Geist und Leben des nachbiblischen Judentums in einigen seiner wichtigsten Entfaltungen kennen lernen will.

Im einzelnen hätte man sich wünschen können, daß doch auch das Judentum der biblischen Zeit, in der es nun einmal seit dem Exil und Esdras entstand, vertreten wäre, daß als Vorläufer des Zionismus der Frühsozialist Moses Heß nicht gefehlt hätte und die Angaben über den nach seiner „jüdisch-noachidischen“ Periode dennoch als praktizierender Katholik verstorbenen Aimé Pallière vollständiger wären (vgl. DIEU VIVANT 17: L'expérience religieuse d'Aimé Pallière von M. A. Dieux Or.), und manches andre; im ganzen wird man darum doch nicht minder dankbar dafür sein, daß nun auch wieder in deutscher Sprache (wie auf französisch Flegs Anthologie juive) eine solche vielseitige Auswahl für jedermann bequem erhältlich ist.

Orabuena José: Kindheit in Cordoba, Frankfurt 1951. S. Fischer Verlag, 224 Seiten.

Speyer Wilhelm: Das Glück der Andernachs; Roman; 436 Seiten.

Granach Alexander: Da geht ein Mensch; autobiographischer Roman; 428 Seiten. Beides: Neuer Verlag, Stockholm-München-Zürich, 1951.

Das Gemeinsame an diesen drei Büchern ist, daß es sich um auf den Roman hin stilisierte Erinnerungswerke handelt, in denen uns jüdisches Menschentum aus Mitte und Ende des 19. sowie Beginn des 20. Jahrhunderts entgegentritt, und zwar ganz außerordentlich differenziert für West-, Mittel- und Osteuropa.

Spannungslos isoliert, wie man es heute noch etwa in Italien antreffen kann, zeigt sich das sephardische Judentum der seit Jahrhunderten im Arztberuf tätigen Familie Orabuena, deren 1833 geborenes Mitglied David seine „Kindheit in Cordoba“ kurz vor seinem Tode — im neunzigsten Jahr! — erzählt hat. Die Atmosphäre erinnert nach Lebensform und Bildungsinhalten immer wieder an Stifters „Nachsommer“ obwohl dort das Christliche noch mehr zurücktritt als das Jüdische bei Orabuena, welcher immerhin bei seiner Mutter Hebräisch lernt, ohne daß dies — mangels Gemeindeleben — die schrittweise unfreiwillige Assimilation auf die Dauer hintanzuhalten Aussicht gäbe. Über dem Ganzen liegt eine zarte Melancholie und um so tiefere Dankbarkeit für alles Schöne und Liebenswerte.

Bedeutend robuster treten dem Leser die Gestalten des Berliner Handelshauses „Andernach-Trier“ bei Wilhelm Speyer entgegen, der ihnen im Jahre 1887 durch die letzten Lebensmonate des neunzigjährigen Stammvaters Ephraim Andernach folgt, des Einzigen, der hier noch bewußt als Jude fühlt und zu sagen vermag: „Die wir vor der aufdämmernden Antike dem Menschengeschlecht bedeutend waren, wir tragen inmitten aller Völker eine Bürde für uns und für sie. Zwar sind wir nicht besser und nicht schlechter als diese Völker, sondern wir sind ganz und gar ihresgleichen. Dennoch wurde uns eine besondere Arbeit aufgelegt, wie man ja auch einem Knechte, der schlecht und recht ist, einen besonderen Dienst zuweist.“ (S. 410). Schon der Sohn und vollends Enkel und Enkelinnen sind von solcher Einsicht weit entfernt und z. T. assimilationswütig bis zum „jüdischen Selbsthaß“. Eben dadurch entsteht ein ungemäßen nuancenreiches und — in Fontanes wie Sternheims Spuren — höchst lebendig und drastisch gezeichnetes norddeutsches Gesellschaftsbild, das auch die „dienstbaren Geister“ einbezieht und, vor schonungsloser Wiedergabe selbst von Degenerationserscheinungen nicht zurückschreckt. Zukunftsaussblicke vom beginnenden „Antisemitismus“ um Hofprediger Stöcker bis in die Hitlerzeit sind stellenweise wie Wetterleuchten in Speyers Darstellung eingeleitet und lassen fahles Licht auf das muntere und bunte Gewimmel dieser wilhelminischen Welt fallen, die vom alten Kaiser über seinen tief beklagten todkranken Sohn bis zum Genie spielenden jungen Thronfolger ihre ganze vorgestrigte Pracht entfalten darf.

Das wirkliche jüdische Volk aber — Händler und Heilige, dreiste Gauner und schüchterne Gelehrte — findet der Leser in den Kindheitserinnerungen von Jesaja — alias: Alexander — Granach (als Schauspieler: Hermann zu heißen, hatte er entrüstet von sich gewiesen); achtens von sechzehn Kindern im galizischen Bauerndorf mit seinen christlich-jüdischen Freund- und Feindschaften; zwölfjährig Bäckerlehrling und -geselle in elendesten Ghettoverhältnissen, hart am Rande von Verbrechen und Zuhälterei; dann noch halbwüchsig die Wunderwelt des Theaters in Gestalt einer jiddischen Bühne entdeckend und nie mehr davon loskommend, bis er nach abenteuerlichen Umwegen bei Reinhardt landet, — so „geht ein Mensch“ seinen Weg vom Ghetto aus — um damit zu schließen, daß er den „Kaufmann von Venedig“ weiterdichtet und den genarrten Shylock zu seinem Volk nach Galizien ins Ghetto heimkehren läßt.

Leo Perutz: Nachts unter der steinernen Brücke. Frankfurter Verlagsanstalt 1953. 238 Seiten.